

Kunst ist immer ein Hilfeschrei

Der Schriftsteller Viktor Martinowitsch sitzt zwischen mehreren Stühlen – zurzeit ist er Writer in Residence in Zürich

ULRICH M. SCHMID

Auf die Frage, ob er sich als Journalist, Dozent oder Schriftsteller verstehe, antwortet Viktor Martinowitsch, er schaffe Sinn. Das sei in verschiedenen Genres möglich. In erster Linie versuche er, als Romanautor eine künstlerische Ordnung ins Chaos des Lebens zu bringen. Daneben lehrt er Politikwissenschaft an der Europäischen Geisteswissenschaftlichen Universität, die im Jahr 2005 wegen politischer Schikanen von Minsk ins litauische Exil nach Vilnius verlegt wurde. Schliesslich ist Martinowitsch Kolumnist für «Zeit online» und verschiedene weissrussische Kulturportale.

Bis Mai 2017 wird er auf Einladung des Literaturhauses und der Stiftung PWG als Writer in Residence in Zürich leben. Er arbeitet hier an seinem sechsten Roman, den er bereits 2009 begonnen hat. In diesem Buch wird es um den Willen zur Macht gehen, auch eine ironische Variation über Chodorkowski sei in dem Text enthalten. Jedes Jahr habe er den Roman umgeschrieben und jeweils etwa ein Drittel grundlegend verändert.

Als Intellektueller bewegt sich der 39-Jährige zwischen der russischen und der weissrussischen Kultur. Seine Muttersprache sei Russisch, sagt er in aller Deutlichkeit. Aber er fühlt er sich in beiden Sprachen zu Hause – Weissrussisch ist von Russisch etwa so weit entfernt wie Niederländisch von Deutsch. In seiner Debüterzählung tritt die weissrussische Sprache sogar als Held auf: Zunächst erzählt ein Amerikaner in gebrochenem Weissrussisch eine erste Version einer Spionagegeschichte. Darauf folgen zwei weitere Versionen, die in der weissrussischen Umgangs- und Literatursprache abgefasst sind und gegensätzliche Deutungen der Geschichte präsentieren. Mit diesem Kunstgriff macht Martinowitsch deutlich, dass verschiedene Varietäten des Weissrussischen auch unterschiedliche Wahrheitsansprüche verbürgen können.

Fremdkörper

Seine Romane verfasst Martinowitsch jeweils abwechselnd in einer seiner beiden Schreibsprachen. Es habe sich ergeben, dass in der Abfolge seiner Romane jeweils die ungeraden Werke auf Russisch und die geraden auf Weissrussisch erschienen seien. Deshalb stosse er – ähnlich wie die Nobelpreisträger-

in Swetlana Alexijewitsch – bei seinen weissrussischen Schriftstellerkollegen auf offene Kritik. Man werfe ihm vor, sich zu wenig für die weissrussische Nationalliteratur zu engagieren. Umgekehrt erscheine er aber auch in der russischen Literatur als Fremdkörper. Obwohl Martinowitsch sowohl Weissrussisch als auch Russisch perfekt beherrscht, übersetzt er seine eigenen Werke nicht selbst in die jeweils andere Sprache. Er begründet dies damit, dass jeder Roman ein sprachlich verfasstes Kunstwerk sei. Eine Übersetzung würde das Werk von Grund auf verändern und einen anderen Roman hervorbringen.

Seinen ersten Roman, «Paranoia» (2009), veröffentlichte er auf Russisch in Moskau. Der Verlag präsentierte den Newcomer Martinowitsch als genuin russischen Autor, um seine Chancen auf dem Buchmarkt zu erhöhen. «Paranoia» schildert die prekären Bewegungen eines Liebespaars in einem totalitären Staat. Im öffentlichen Raum beobachten alle einander. Jeder ist gleichzeitig Spitzel und Opfer der Überwachung.

Es ist wenig erstaunlich, dass der Roman schnell aus den Bücherregalen der Minsker Buchhandlungen verschwand. Martinowitsch weist darauf hin, dass die Repression in Weissrussland einem spätsowjetischen Muster folge. Man werde nicht mehr verhaftet wie zu Stalins Zeiten. Vielmehr gebe es schwarze Listen, die den Zugang zu den Staatsmedien und den Vertriebssystemen regelten. Seine eigene Strafe neige sich mittlerweile dem Ende zu: Seine Romane könne man nun wieder in den staatlichen Buchhandlungen erwerben, nur im Fernsehen gelte für ihn ein faktisches Auftrittsverbot.

Die Situation des Künstlers in Weissrussland könne aber nur bedingt mit der in Russland verglichen werden, sagt Martinowitsch. Es gebe mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten. In Russland führen die Kulturbehörden seit drei Jahren einen Krieg gegen Fluchwörter und Vulgärsprache. Martinowitsch war bei der Publikation des letzten Romans, «Der See der Freude» (2016), selbst damit konfrontiert. Er beschreibt den Weg eines Mädchens aus Weissrussland nach Moskau und schliesslich nach Vilnius. Die Protagonistin bewegt sich in den Subkulturen der drei Länder und verwendet oft Kraftausdrücke.

Die Kirche nimmt Einfluss

Die weissrussische Ausgabe des Romans wurde unzensuriert gedruckt, die russische Übersetzung konnte nur nach starken Eingriffen erscheinen. Wären die Schimpfwörter geblieben, hätte das Buch in Plasticfolie eingeschweisst und mit einer Warnung versehen werden müssen. Das hätte das Buch stark verteuert. Martinowitsch führt diesen purifizierenden Kampf auf den Einfluss der orthodoxen Kirche zurück, die in Weissrussland nicht über dieselbe dominante Position verfüge wie in Russland.

Eben erst ist im renommierten Moskauer NLO-Verlag Martinowitschs Untersuchung zu Marc Chagalls weissrussischer Schaffenszeit erschienen. Chagall errichtete in Witebsk im Jahr 1920 ein Museum der zeitgenössischen Kunst. Dort stellte er eigene Bilder aus, die alle verloren gegangen sind. Seine Schüler zerschnitten sie, um Leinwand für ihre eigenen Gemälde zu gewinnen. Martinowitsch verfolgt die These, Chagall habe die zentralen Motive des Esels, des Hahns, des auf dem Kopf stehenden Juden bereits während der Witebsker Zeit entwickelt. Später habe er mit der Weiterentwicklung in Moskau, Berlin, Paris und New York ein breites Publikum erreicht. Martinowitsch betont aber, Erfolg und Ruhm seien schlecht für die Kunst. Künstlerisches Schaffen sei immer ein Hilfeschrei.

Seine eigene Kunst charakterisiert Martinowitsch als «postpostmodernistisch». Er bevorzugt eine Stilrichtung, die er als «mystischen Realismus» bezeichnen würde. In seinen Romanen versteckt er oft Rätsel, die schwierig zu lösen sind. Er fordert von seinen Lesern höchste Aufmerksamkeit. Details müssen erkannt und sinnhaft miteinander verbunden werden. Dieses Verfahren hat Martinowitsch aus der Computerindustrie übernommen – in den meisten Games gibt es sogenannte «Ostereier», die von den Entwicklern kunstvoll versteckt wurden und nur von sehr versierten Spielern gefunden werden können.

Von Viktor Martinowitsch sind bis jetzt zwei Bücher auf Deutsch erschienen: Paranoia. Volland & Quist, Dresden/Leipzig 2014. 400 S., Fr. 34.90; Mova. Volland & Quist, Dresden/Leipzig 2014. 400 S., Fr. 35.90.

Martinowitsch liest am 25. Februar um 16.30 Uhr im Literaturhaus Zürich.